

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 13 (1909-1910)
Heft: 5

Artikel: Ein Spazierritt
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665033>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mit solchem Eifer betrieb, daß alle ihre Mitglieder als Opfer ihrer Impfversuche starben.

(Schluß folgt.)

Ein Spazierritt.

Die armen Leute lebten kärglich von dem kleinen Einkommen des Mannes. Seit ihrer Verheiratung hatten sie zwei Kinder bekommen, und aus der anfänglichen Einschränkung, in der sie leben mußten, war ein demütigendes und verschämtes Elend geworden, wie es bei adeligen Familien vorkommt, die „trotz alledem“ ihren Rang behaupten wollen.

Hector von Gribelin war in der Provinz auf dem väterlichen Rittergut von einem alten Abbé erzogen und unterrichtet worden. Die Eltern waren nicht reich; sie lebten kümmerlich dahin und suchten nur den Schein zu wahren.

Als er zwanzig Jahre alt war, hatte man ihm eine Stelle gesucht und er war als Angestellter mit eintausendfünfhundert Franken auf dem Marineministerium angenommen worden. Er war an dieser Klippe gestrandet wie alle diejenigen, welche nicht von früh auf an den rauhen Kampf ums Dasein gewöhnt werden, welche das Leben durch einen Schleier hindurch sehen und die richtigen Mittel und Widerstandskräfte nicht kennen, bei welchen man versäumt hat, besondere Geschicklichkeit und Fähigkeiten und hartnäckige Kampfesenergie von Kindheit an zu entwickeln, und welchen man weder Waffe noch Werkzeug in die Hand gegeben hat.

Seine ersten drei Dienstjahre waren entsetzlich.

Er hatte in Paris einige Freunde der Familie aufgesucht. Es waren altmodische, zurückgebliebene und wenig begüterte Leute, die in den vornehmen, aber öden Straßen der Vorstadt St. Germain lebten, und so hatte er einen Kreis von Bekanntschaften gewonnen.

Dem modernen Leben fremd gegenüberstehend, bescheiden und stolz zugleich, bewohnten diese dürftigen Aristokraten die oberen Stockwerke lebloser Häuser. Vom Estrich bis zum Erdgeschoß hatten die Mieter dieser Wohnungen wohlspringende Titel; aber das Geld schien im ersten wie im sechsten Stock gleich rar zu sein.

Die ewigen Vorurteile, die Vorurgenommenheit für Rang und Stellung, die Sorge, nicht herunterzukommen, verfolgten diese ehemals glänzenden, aber durch die Untätigkeit der Männer in Verfall geratenen Familien wie ein Hausspensst. Hector von Gribelin traf in dieser Gesellschaft mit einem jungen Mädchen zusammen, das von Adel und arm war wie er, und heiratete sie.

In vier Jahren hatten sie zwei Kinder.

Und während dieser vier Jahre bekam die von der Armut gequälte

Familie kein anderes Vergnügen zu kosten als am Sonntag den Spaziergang nach den Elysäischen Feldern und im Winter ein bis zwei Theatervorstellungen, zu denen ihnen ein Kollege aus Freundschaft Eintrittskarten schenkte.

Nun geschah es, daß gegen den Frühling dem Angestellten von seinem Vorgesetzten eine Nebenarbeit übertragen wurde, für die er eine Sondervergütung von dreihundert Franken erhielt.

Als er das Geld nach Hause brachte, sagte er zu seiner Frau:

„Meine liebe Henriette, wir müssen uns einmal etwas gestatten; ich denke an einen Vergnügungsausflug mit den Kindern!“

Und nach einer längern Besprechung beschlossen sie, zum Frühstück aufs Land zu gehen.

„Mein Gott,“ rief Hektor aus, „einmal ist nicht immer; wir mieten ein Break für dich, die Kinder und das Mädchen, und ich miete mir ein Pferd aus der Reitschule. Das wird mir gut bekommen.“

Und die ganze Woche hindurch sprach man von nichts anderem, als von dem geplanten Ausflug.

Jeden Abend, wenn Hektor vom Bureau heimkam, nahm er sein ältestes Söhnchen, setzte ihn rittlings sich aufs Knie, und indem er ihn so wild als möglich reiten ließ, erklärte er ihm:

„So wird Papa am nächsten Sonntag auf dem Ausflug galoppieren.“

Und das Büschchen setzte sich den ganzen Tag rittlings auf sein Sesselchen und ritt in der Wohnstube herum, indem es ausrief:

„So reit' Papa auf'm Hotto!“

Und sogar das Kindsmädchen betrachtete ihren Herrn mit Bewunderung, so oft sie sich vorstellte, wie er den Wagen hoch zu Ross begleiten würde; und bei jeder Mahlzeit hörte sie ihn von seiner Reitkunst sprechen und von seinen fühligen Ritten, als er noch auf dem Gut seines Vaters war. Oh! er war in einer guten Schule gewesen und wenn er einmal das Pferd zwischen den Schenkeln hatte, gab's für ihn auch gar nichts zu befürchten, auch nicht das geringste.

Er rieb sich die Hände und versicherte seiner Frau mehrmals:

„Wenn ich ein etwas schwieriges Tier bekommen könnte, hätte es einen besonderen Reiz für mich. Du wirst sehen; wie ich mich auf's Reiten verstehe; und für den Fall, daß es dir angenehm ist, können wir den Rückweg über die Elysäischen Felder nehmen, wenn die Leute aus dem Boulogner Wäldchen heimkehren. Und da wir uns gut ausnehmen werden, wäre es mir gar nicht unwillkommen, jemand aus dem Ministerium zu begegnen. Das ist nämlich kein übles Mittel, um sich bei den Vorgesetzten in Respekt zu setzen.“

Am bestimmten Tage hielten der Wagen und das Pferd zu gleicher Zeit vor der Haustüre. Hektor ging sofort hinunter, um das Sattelwerk zu prüfen. Er hatte sich Strüppen an die Hosen nähen lassen und schwang eine Reitpeitsche, die er am Abend vorher gekauft hatte.

Er hob dem Pferd ein Bein nach dem andern auf und befühlte es, streichelte ihm den Hals, die Seiten, den Kniebug, untersuchte ihm mit den Fingern die Lenden, machte ihm das Maul auf, besah die Zähne, schätzte sein Alter, und als die ganze Familie unten war, hielt er eine Art theoretischen und praktischen Vortrag über das Pferd im allgemeinen und dieses im besondern, welches ihm übrigens ein ausgezeichnetes Tier schien.

Als alle im Wagen gut untergebracht waren, untersuchte er den Sattelgurt; dann setzte er einen Fuß in den Bügel und kam schwer auffallend auf das Pferd zu sitzen, welches unter seiner Last zu tanzen anfing und den Reiter beinahe aus dem Sattel warf.

Hektor versuchte, nicht ohne innere Erregung, das Tier zu beruhigen:

„Na, artig, mein Freund, artig.“

Dann, als es seine Ruhe und der Reiter seine Haltung wiedergewonnen hatte, fragte er:

„Ist alles bereit?“

Einstimmig hieß es:

„Ja.“

Dann befahl er:

„Abfahren!“

Und die Kavalkade machte sich auf.

Die Blicke aller waren auf ihn gerichtet. Er ließ das Pferd in englischem Schritt traben, zog aber die Bügel zu straff an. Kaum fiel er jeweilen auf den Sattel zurück, schnellte es ihn mit einer Wucht wieder in die Höhe, als ob er in die Luft fliegen sollte. Oft schien es, als müßte er auf die Mähne niederfallen; und dann sah er starren Blicks vor sich hin, mit verzerrten Zügen und bleichem Gesicht.

Seine Frau, die eins der Kinder auf dem Schoße hielt, und das Mädchen, welches das andere trug, riefen in einem fort:

„Guck Papa, guck Papa!“

Und die beiden Bürschchen, welche von der Bewegung, der Freude und der frischen Luft wie trunken waren, stießen ein helles Geschrei aus. Das Pferd wurde durch den Lärm erschreckt, ging in Galopp über, und als der Reiter es zurückzuhalten suchte, flog ihm der Hut vom Kopfe. Der Kutscher mußte vom Bock steigen, um ihn aufzuheben und als Hektor ihn wieder hatte, rief er von weitem seiner Frau zu:

„Mach doch, daß die Kinder nicht so schreien, sonst brennt er mit mir durch!“

* * *

Man frühstückte im Grünen, im Wäldchen von Vésinet; man hatte das Essen in Körben mitgenommen.

Obwohl der Kutscher alle drei Pferde besorgte, stand Hektor jeden

Augenblick auf, um nachzusehen, ob es dem seinen an nichts fehle; und er tätschelte ihm den Hals, gab ihm Brot, Kuchen und Zucker. Zwischen hinein bemerkte er zu seiner Frau:

„Es ist ein rauhbeiniger Traber; er hat mich im Anfang ein bißchen arg geschüttelt, aber wie du geschen hast, habe ich mich bald zurechtgefunden: Er hat seinen Meister kennen gelernt, jetzt wird er sich ducken.“

Wie man vorher beschlossen hatte, führte man über die Elsäischen Felder zurück.

Die große Allee wimmelte von Wagen.

Und auf den Seitenwegen gingen die Spaziergänger so dicht, daß es schien, als zögen sich zwei lange, schwarze Bänder vom Triumphbogen bis zum Konkordienplatz. Eine Flut von Sonnenlicht ergoß sich über all' die Menschen, die lackierten Kaleschen glänzten, das Pferdegeschirr und die Wagentürgriffe funkelten.

Eine tolle Bewegungslust, eine trunkene Lebensfreude schien in dieser Menge von Menschen, Equipagen und Pferden aufzuwogen. Und am untern Ende der Allee stand der Obelisk in den goldigen Abenddunst hinein.

Sobald Hektors Pferd über den Triumphbogen hinaus war, verfiel es plötzlich in einen neuen Ungeßüm und schoß in wildem trab zwischen den Wagen hindurch dem Stalle zu, trotzdem sein Reiter kein Mittel unversucht ließ, um es zu beschwichtigen.

Den Wagen ließ es weit hinter sich, und jetzt, als das Pferd dem Industriepalast gegenüber freies Feld vor sich sah, wandte es sich nach rechts und schlug den Galopp an.

Eine Arbeitersfrau ging langsamem Schrittes über die Straße; sie befand sich gerade mitten auf dem Wege, als Hektor in zügellosem Laufe dahergestürmt kam. Er konnte sein Pferd nicht mehr meistern und rief daher aus vollem Halse: „Holla he! fort! fort!“

Vielleicht war sie taub, denn sie setzte ruhig ihren Weg fort, bis zu dem Augenblicke, wo das wie eine Lokomotive dahersausende Pferd sie mit der Brust niedermarf, so daß sie zehn Schritte weit hinrollte und dreimal auf den Kopf fiel.

Jetzt riefen Stimmen hinter ihm:

„Haltet ihn!“

Hektor verlor den Kopf und hielt sich mit beiden Händen krampfhaft an der Mähne fest und schrie:

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Ein heftiger Stoß jagte ihn wie einen Federball über die Ohren seines Renners hinweg und er fiel gerade einem Schuhmann in die Arme, der ihm eben zu Hilfe eilen wollte.

In einem Augenblick sammelte sich eine wütende und schreiende Menge um ihn herum. Und besonders ein alter Herr mit einem großen Orden und

großem weißem Schnurrbart schien aufs höchste aufgebracht. Immer und immer wieder rief er aus:

„Donnerwetter! Wenn man so ungeschickt ist, bleibt man zu Hause. Man reitet nicht aus, um auf der Straße die Leute niederzurennen und zu töten, wenn man sein Pferd nicht zu handhaben weiß.“

Vier Männer trugen die Alte herbei. Über und über mit Staub bedeckt, schien sie mit ihrem wachsgelben Gesicht und der schief sitzenden Haube eher tot als lebendig.

„Bringen Sie diese Frau in eine Apotheke,“ befahl der alte Herr, „und wir wollen auf der Polizei Anzeige machen.“

Hektor machte sich zwischen den beiden Schutzmännern auf den Weg. Ein Dritter führte sein Pferd. Eine Menge Leute folgten ihnen nach, und jetzt erschien auch das Breat auf dem Schauplatz. Seine Frau stürzte ihm nach, das Kindsmädchen gebärdete sich wie unsinnig, und die Jungen quiesten. Er erklärte ihr, daß er bald heimkehren werde, daß er eine Frau zu Boden geritten, daß es aber keine Bedeutung habe. In großer Bestürzung entfernte sich seine Familie.

Auf dem Polizeiposten erfolgte eine kurze Auseinandersetzung. Hektor von Gribelin gab seinen Namen an und erklärte einfach, er sei Angestellter auf dem Marineministerium, und hierauf wartete man noch auf die Nachricht über den Zustand der Verwundeten. Ein Schutzmann, der auf Erfundungen ausgeschickt worden war, kehrte zurück. Sie hatte ihr Bewußtsein wiedererlangt, aber hatte, wie sie sagte, große innerliche Schmerzen. Sie hieß Simon, war Aufwärterin und bereits fünfundsechzig Jahre alt.

Als er vernahm, daß sie nicht getötet worden war, fasste Hektor Hoffnung und versprach für die Wiederherstellungskosten aufzukommen. Hierauf eilte er zum Apotheker.

Eine Menge Leute standen vor der Tür; die gute Alte saß entkräftet in einem Sessel. Sie gähnte. Die Hände hingen ihr schlaff herab. Ihr Gesichtsausdruck war stumpf, zwei Ärzte untersuchten sie. Es war kein Knochenbruch vorhanden, aber sie befürchteten eine innere Verlebung.

Hektor fragte sie:

„Leiden Sie sehr?“

— Oh! ja.“

„Und wo denn?“

— Es ist, wie wenn mir ein Feuer in den Eingeweiden brennte.“

Ein Arzt kam auf Hektor zu:

„Sie sind, mein Herr, der Urheber dieses Unfalls?“

— Ja, mein Herr!“

„Man sollte diese Frau in eine Privatheilanstalt schicken. Ich kenne eine, wo sie gegen eine tägliche Entschädigung von sechs Franken aufgenommen würde. Ist es Ihnen recht, wenn ich die Unterbringung auf mich nehme?“

Hektor war erfreut, dankte und kehrte mit erleichtertem Herzen nach Hause zurück.

Er fand seine Frau in Tränen und suchte sie zu beruhigen:

„Es ist nicht der Rede wert, es geht dieser Frau Simon wieder besser, in drei Tagen wird alles vorbei sein; ich habe sie in eine Privatheilanstalt bringen lassen; es ist nicht der Rede wert!“

Am folgenden Morgen ging Hektor nach den Bureaustunden hin, um sich nach dem Befinden der Frau Simon zu erkundigen. Sie war eben daran, mit gutem Appetit und zufriedener Miene eine fettaugige Suppe zu essen.

„Nun, wie gehts?“ fragte er.

Sie antwortete:

„O, mein guter Herr, es geht noch nicht besser. Ich bin noch zum Sterben schwach. Es geht gar nicht gut.“

Der Arzt erklärte ihm, daß man eben warten müsse, weil eine Verwölbung hinzukommen könnte.

Nach drei Tagen ging er wieder hin. Die Alte sah frisch aus und ihre Augen waren hell; als sie ihn bemerkte, fing sie an zu gähnen:

„Ich kann mich nicht mehr rühren, mein guter Herr, ich kann nicht. Das bleibt mir bis zum letzten Tage.“

Es fröstelte Hektor bis ins Mark hinein. Er fragte den Arzt, der die Schultern zuckte und sagte:

„Ja, was wollen Sie, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Sie heult, wenn man sie zum Aufstehen veranlassen will. Wir können sogar ihren Sessel nicht vom Platze rücken, ohne daß sie jämmerlich aufschreit. Ich muß ihr halt glauben, was sie sagt; ich kann nicht in sie hineinsehen. So lange ich sie nicht gehen gesehen habe, darf ich nicht annehmen, sie simuliere.“

Die Alte horchte regungslos und sah recht duckmäuserisch drein.

Acht Tage vergingen, vierzehn Tage, ein Monat. Frau Simon war nicht aus dem Sessel zu bringen. Sie aß vom frühen Morgen bis zum späten Abend, nahm zu, plauderte heiter mit den übrigen Kranken und schien sich an ihre Unbeweglichkeit gewöhnt zu haben, wie wenn es die wohlverdiente Ruhe für ihr fünfzig Jahre langes Treppauf- und niedersteigen, Matratzen fehren, Kohlen tragen, Wischen und Scheuern und Bürsten gewesen wäre.

Hektor war geknickt; er kam jeden Tag, und jeden Tag fand er sie ruhig und heiter; aber immer wiederholte sie:

„Ich kann mich nicht rühren, guter Herr, ich kann nicht.“

Jeden Abend fragte Frau von Gribelin in Herzengesang:

„Und Frau Simon?“

Und jedesmal antwortete er verzweifelt und niedergeschlagen:

„Keine Besserung, gar keine.“

Sie entließen die Dienstmagd, deren Gehalt und Befestigung ihnen zu

schwer wurde. Auch sonst sparten sie, wo sie konnten, und trotzdem war die Sondervergütung drauf gegangen.

Jetzt berief Hektor vier anerkannte Ärzte zu der Alten. Sie ließ sich untersuchen, befühlen, betasten, indem sie die Ärzte mit schlauem Blick beobachtete.

„Wir müssen sie zum Gehen bringen,“ sagte einer.

Sie rief:

„Ich kann nicht, meine lieben Herren, ich kann nicht!“

Da fassten sie sie unter den Armen, zogen sie auf und führten sie einige Schritte; aber sie entglitt ihren Händen, stürzte zu Boden, indem sie so schrecklich schrie, daß man sie mit unendlicher Sorgfalt wieder in ihren Sessel zurücktragen mußte.

Sie hielten mit ihrem eingehenden Urteil zurück, erklärten sie jedoch für arbeitsunfähig.

Als Hektor dies seiner Frau mitteilte, wurde ihr schwach; sie ließ sich auf einen Stuhl nieder und stammelte:

„Es wäre am Ende noch besser, wir nähmen sie zu uns, es würde uns weniger kosten.“

Er sprang auf und rief:

„Wie? Zu uns, was fällt dir ein?“

Sie aber erwiderte, ergeben wie immer und mit Tränen in den Augen: „Aber, mein Lieber, ich kann doch nichts dafür!“

Von Guy de Maupassant.

Hygienisches.

Ein weitverbreiteter Irrtum ist die Meinung, daß der Alkohol dem Körper Wärme zuführe. Geraade das Gegenteil ist der Fall. Der Irrtum erlärt sich daraus, daß das sehr schnell vorübergehende Wärmegefühl, das man unmittelbar nach Alkoholgenuss empfindet, über die tatsächliche Wirkung des Alkohols täuscht. Der Alkohol reduziert den Sauerstoff im Organismus und setzt infolgedessen die Körpertemperatur herab, statt sie zu erhöhen. Man friert schließlich nach Alkohol mehr als vorher. Will man etwas genießen, was wirklich und dauernd wärmt, und was zugleich ganz unschädlich ist und auch nicht aufregt, so empfiehlt es sich, Kathreiners Malzkaffee zu trinken. Dieses Getränk enthält keinen einzigen schädlichen und aufregenden Stoff, erwärmt den ganzen Körper behaglich und nachhaltig und ist dabei wohlgeschmeckend und aromatisch.

Auch ein Zeppelingeschichtchen.

Von Arthur Zimmermann, Orléon.

Wir saßen eben, bei meinen alten Eltern in Bremgarten auf Besuch, in vergnüglichem Gespräch beim Abendkaffee, als meiner Schwester Zweitjüng-